

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 46. Bromberg, den 27. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von Walter Erbse.

(17. Fortsetzung.)

Ihr Lächeln war eine Maske.

Willfeld hielt ihre Hand fest, die sie ihm lässig hinstreckte. Sie wurde unsicher vor dem harten Blick der grauen Augen. Sie zog ihre Hand zurück und fuhr an.

Gisa jagte die schlechte Straße entlang nach dem Städtchen. Im Gasthof eilte sie auf ihr Zimmer und verschloß die Tür. Sie warf sich auf ihr Bett und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Sie sprang wieder auf und stampfte mit dem Fuße auf. War sie eine hysterische Frau, die der Spielball ihrer überreizten Nerven war?

Sie kleidete sich aus und wusch das heiße Gesicht. Sie zog den Schlafanzug an und brannte sich eine Zigarette an. Sie mühte sich, ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, holte die Flugkarte hervor und vertiefte sich zum hundertsten Male in den Weg, den sie nehmen wollte.

Mit Willfeld! Sie haßte den Mann! Warum war sie ihrem ersten Empfinden nicht gefolgt und hatte sein Anerbieten, mitzufliegen, abgewiesen und sich irgend einen tüchtigen Bordmonteur ausgesucht? Sie schränkte die Arme hinter dem Kopf und schloß die Augen.

Die Finken schlugen in dem Gasthofsgarten. Ein zarter Duft der Blüten wehte durch das offene Fenster. Gisa fühlte eine grenzenlose Verlassenheit. Sie dachte an George Stenford und an alle, die sich einmal um ihre Gunst beworben hatten, die sie aber in maßlosem Stolz von sich abgeschüttelt hatte wie lästige Fliegen. War sie von Sinnen? Sie schämte sich der Gedanken, sie haßte den Frühling, der ihr das Blut aufwühlte.

Gisa sah nach der Uhr. Langsam kleidete sie sich an. Sie ging zum Bahnhof und wartete auf den Zug von Hannover. Eine Viertelstunde später hing Maria Stegwald an ihrem Arm. Stegwald und Stürbeck schüttelten ihr die Hand.

„Da ist ja auch Häns chen!"

Hänschen war der zweite Filmoperateur der Hefag. Gisa reichte auch ihm die Hand.

„Sie haben doch nicht etwa die Absicht, auch mitzufliegen? Das ist unmöglich!"

„Nein, meine Gnädigste, ich habe nur den Auftrag, den Start zu filmen."

Gisa war an jenem Abend im Kreise der kleinen Filmgesellschaft ausgelassen lustig. Sie tranken in der Veranda des Gasthofes eine Maibowle.

*

Gisa traf Willfeld am anderen Morgen in der Flugzeughalle. Sie begrüßten sich förmlich.

„Wir werden morgen starten, Herr Doktor!"

Willfeld nickte.

„Das Flugzeug ist bis ins Kleinste durchgesehen. Ich hoffe, daß sich kein Fehler findet. Heute nachmittag sollen die Tanks aufgefüllt werden."

„Ich bin dafür, bei Tagesanbruch zu starten. Es sollen aber Filmaufnahmen gemach' werden. Darauf müssen wir Rücksicht nehmen. Vor 6 Uhr können wir da nicht loskommen."

„Gewiß, gnädiges Fräulein, das Flugzeug soll von 5 Uhr an startbereit sein."

Es gab an dem Tage alle Hände voll zu tun. Wie ein guter Kapitän beaufsichtigte Gisa das Tanken und Verladen des Gepäckes und Proviantes.

Willfeld unterzog die technische Ausrüstung einer nochmaligen Untersuchung. Ein ganzer Abschlag in dem Flugzeug war mit Werkzeugen und Ersatzteilen gefüllt. Auch für Waffen und Schwimmwesten hatte Willfeld gesorgt. Die persönlichen Gepäckstücke und die Ausrüstungsgegenstände nahmen dagegen nur einen kleinen Raum ein.

Die Berliner Freunde besichtigten das Flugzeug. Maria Stegwald drängte sich ängstlich an Gisa.

„Ach Gisa, ich wünschte, du wärest erst wieder heil und gesund zurück. Ich habe Angst vor dem Ungetüm, das dich davonträgt."

Gisa lachte.

„Es ist das beste Flugzeug von der Welt. Du darfst unseren Riesenvogel nicht mit bösen Augen ansehen."

Maria Stegwald schluckte an den Tränen.

Direktor Altmann hatte die Teilnehmer an der Fahrt und die Herrschaften von der Hefag zum Abendessen eingeladen. Es war eine ernste Stimmung im Kreise.

Direktor Altmann hielt eine Rede auf die Weltflieger und betonte, daß die Albatroswerke das Beste, was sie leisten könnten, zu dieser Fahrt beitrügen, das neue Flugzeug, eine Glanzleistung der Technik. Sie gäben aber noch etwas, einen der Besten aus ihren Reihen und einen Freund, von dem ihm, Altmann, der Abschied schwer würde. Er habe die feste Überzeugung, daß der Flug gelingen werde, und begleite ihn mit seinen innigsten Wünschen.

Dann sprach Gisa.

„Wir drei Menschen, die wir einander fremd waren, haben uns zu dieser Fahrt gefunden, als Kameraden beseelt von einem Willen, eine Tat zu vollbringen. Wir sind entschlossen, alles hinter uns zu lassen und zusammen zu stehen in Tod und Verderben oder zu Ehre und Sieg."

Die Stimme klang klar und hell, und ihre Augen leuchteten. Willfeld und Stürbeck traten an ihre Seite. Sie schüttelten sich die Hände. Edith Altmann überreichte Gisa einen Strauß Rosen, die sie selbst aus Hannover geholt hatte.

Man trennte sich früh an jenem Abend.

Gisa hatte ein paar Stunden unruhig geschlafen. Das erste Tageslicht fand sie wach.

Alice half ihr beim Ankleiden. Das Mädchen hatte rotgeweinte Augen. Es tat Gisa leid in seiner Unbeherrschtheit. Als Gisa den Revolver aus dem Koffer nahm und in die pelzgefütterte Ledertasche steckte, schrie Alice entsetzt auf.

„Du bist albern, Alice", schalt Gisa ärgerlich. „Geh lieber und sieh, ob wir eine Tasse Kaffee bekommen können."

Das ganze Gasthaus war auf den Beinen. Man wollte sich den Start des Flugzeuges ansehen.

Die Autos brachten Gisa und ihre Bekannten zum Flugplatz. Das Flugzeug stand startbereit, glänzend in der Mor-

gensonne. Der Filmoperateur hatte seinen Apparat aufgestellt.

Ein kurzes Abschiednehmen! Gisa küßte die Freundin, schüttelte Stegwald und Altmann die Hände, sagte Alice ein freundliches Wort. Sie stieg als letzte die Leiter hinauf. Sie blieb auf der obersten Stufe stehen und drehte sich um. Programmgemäß schwenkte sie die Kappe, während die hellen Haare im Morgenwinde flogen. Sie sah auf die Zuschauer, Arbeiter und Frauen. Sie sah Maria am Arm Stegwalds, den Direktor Altmann, andächtig mit dem Hute in der Hand, das kurbelnde Hänschen und die fassungslos schluchzende Alice. Sie schwang sich in den Rumpf des Flugzeuges und ging an den Führerstand.

Neben dem Steuer lagen die Rosen, die ihr gestern Abend Edith Altmann überreicht hatte. Gisa schob sie beiseite und ließ den Motor anspringen. Langsam rollte das Flugzeug an, sprang über den Platz und hob sich in die klare Morgenluft.

9.

Sechs Wochen später! . . .

Gisa Gisbert war müde, zum Sterben müde. Schritt für Schritt stieg sie die Treppe zu ihrer Wohnung empor. War es der Wein, der ihre Glieder bleischwer machte, oder war es der berauschende Duft der kostbaren Orchideen, die sie im Arm trug?

Als sie die Korridortür öffnete, kam ihr Alice entgegen.

„Du bist noch auf, Alice?!“

„Es ist eben erst zwölf Uhr, gnädiges Fräulein. Ich bin gar nicht müde.“

Alice nahm ihr die Blumen ab und half ihr aus dem leichten Sommermantel. In dem großen Spiegel sah Gisa ihr übermüdetes Gesicht. Sie strich mit einer matten Bewegung instinktiv das helle Haar aus der Stirn.

In ihrem Arbeitszimmer schlug ihr der betäubende Duft von Blumen entgegen. Das Zimmer glich einem Treibhaus. In Schalen und Krügen standen die erlesensten Blüten.

Gisa ging ins Wohnzimmer und schloß die Tür. Sie bekam Kopfschmerzen von den Blumen.

„Soll ich noch Tee kochen?“ fragte Alice.

„Koch Kaffee!“

„Sie werden nach Kaffee wieder nicht gut schlafen können, gnädiges Fräulein.“

„Bring nur den Kaffee, Alice. Ich schlafe mit und ohne Kaffee nicht gut. Ich werde ein Schlafmittel nehmen.“

Gisa öffnete die Fenster. Sie erstickte in dem Steingrab der Stadt. Die schwüle Nachtluft brachte keine Erfrischung. Gisa ließ sich in einen Sessel fallen und griff nach den Zigaretten. Sie glaubte ein Wetterleuchten zu sehen. Der Lärm der nächtlichen Großstadt drang in das Zimmer. In Gisa wuchs er zu dem surrenden Geräusch der Motore und Propeller. Sie hörte es Tag und Nacht. Ihre Nerven waren krankhaft überreizt. Sie mußte Stürbeck und Edith Altmann bewundern, die die Gedanken an die Strapazen in einem fröhlichen Siegesrausch von sich abschüttelten. Vielleicht waren sie sich der Gefahren, die sie überwunden hatten, nie so recht bewußt geworden. Sie hatten zu Willfeld und ihr ein blindes Vertrauen gehabt.

Alice brachte den Kaffee und goß die Tasse voll.

„Danke, Alice. Geh nun schlafen.“

Gisa trank den duftenden Kaffee und fühlte, wie der Druck im Kopf nachließ. Sie lehnte sich in dem Sessel zurück und blickte den weißgrauen Rauchwölkchen ihrer Zigarette nach. Sie dachte an Willfeld und das Gefühl der Beschämung kam in ihr empor. Er machte ihr und den anderen den Ruhm nicht streitig. Er war ohne Abschied, ohne ihren Dank davongefahren. Er hatte nur ein paar kurze Zeilen zurückgelassen. Er wollte den Festlichkeiten entgehen — floh in seine Einsamkeit und ging täglich den Weg durch den Wald zu dem blassen Mädchen, das er seine Braut nannte.

Ein Gefühl der Bitterkeit stieg in Gisa hoch, wenn sie an Anna Brandes dachte. Sie haßte die freundlich korrekte Haltung, mit der ihr Willfeld während der ganzen Fahrt begegnet war. Mit Edith Altmann und Stürbeck hatte er gelacht und gescherzt, aber zwischen ihr und sich baute er eine Mauer auf.

Gisas Gedanken sprangen zu Edith Altmann. Sie hatte das liebe, frische Mädel lieb gewonnen wie eine Schwester. Der blinde Passagier! Gisa lächelte.

Sie waren bereits über zwei Stunden nach Osten geflogen. Sie saß am Steuer und sah das deutsche Land unter sich dahingleiten. Willfeld trat neben sie. Sie sah auf die Uhr. Es war noch fast eine Stunde Zeit, bis er sie ablösen sollte. Er beugte sich zu ihr und rief ihr zu:

„Sehen Sie sich den blinden Passagier an!“

Er nahm ihr das Steuer ab. Gisa ging in die Kabine. Da saß Edith Altmann mit übergeschlagenen Beinen neben Stürbeck auf der Polsterbank und aß belegte Brote, die ihr Karlchen zurecht machte. Sie sah recht vergnügt aus. Gisa mußte wohl ein böses Gesicht gemacht haben, das Lachen verschwand aus dem Gesicht des Mädchens. Wie um Verzeihung bittend hob sie die Hände. Gisa schüttelte streng den Kopf. Sie überlegte. — Sie wollte in Breslau landen und das Mädchen von dort zurückschicken. Sie sah die Tränen in den blauen Augen. Edith stammelte Worte, die aber von dem Motorengeräusch verschlungen wurden. Sie faßte nach Gisas Händen. Gisa wurde unschlüssig. Sie fragte Willfeld nach seiner Meinung. Sie lud eine Verantwortung auf sich. Willfeld war nachsichtiger als sie. Edith wurde nicht ausgesetzt. Sie blieb und wurde ihnen ein lieber Reisekamerad. Die große Verehrung, die sie für Willfeld hatte, ließ in ihr keine Furcht aufkommen.

Edith erzählte später, wie sie in der Nacht in das Flugzeug geklettert war und sich stundenlang hinter den Koffern und Proviantkisten verborgen gehalten hatte, bis sie Stürbeck durstig und hungrig entdeckt hatte.

Als das Flugzeug nach zwei Tagen in Taschkent landete, hatte Gisa mit Edith Altmann Freundschaft geschlossen. Sie schlenderten Arm in Arm in Begleitung Stürbecks durch die Straßen der fremden Stadt, die schon völlig asiatisches Gepräge hatte. Sie kauften einige Andenken in den Bazaren. Stürbeck machte Filmaufnahmen. Die drückende Hitze trieb sie aber bald wieder zum Flugplatz zurück.

Willfeld beaufsichtigte das Tanken. Er prüfte die Motore, jede Düse, jede Schraube. Er arbeitete, während die anderen unter dem Sonnensegel saßen und eisgekühlte Limonade tranken.

Gisa schämte sich, daß sie müde und untätig in dem Korbsessel lehnte. Willfeld gesellte sich zu ihnen. Er war fröhlich und gesprächig. Das Flugzeug befände sich in allerbestem Zustande. Es hätte die Probe bestanden. Willfeld brannte sich eine Zigarre an.

„Die Hitze macht den Menschen zu allem unfähig,“ klagte Gisa.

„Sie hätten die Route über Sibirien nehmen müssen,“ spottete er.

Sie schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Der Terek Dawan liegt 3800 Meter hoch, wir werden uns in der Höhe über Hitze wohl nicht zu beklagen haben.“

Willfeld neckte und zog an seiner Zigarre. Sie saßen allein unter dem Sonnensegel. Stürbeck hatte sein Skizzenbuch hervorgeholt und zeichnete einige Kirgisen, Edith stand neben ihm und sah zu. Dann liefen die beiden mit der Filmkamera über den Platz.

„Während Sie arbeiteten, haben wir uns die Stadt angesehen“, sagte Gisa. „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich meine Pflicht versäumt habe.“

„Nein, gnädiges Fräulein, es ist meine Aufgabe, die technischen Arbeiten zu leisten. Ich nehme ja an Stelle eines Bordmonteurs an der Fahrt teil und werde außerdem anständig honoriert.“

Gisa bekam einen roten Kopf.

„Ich kränkte Sie, als ich Ihnen durch Direktor Altmann einen Betrag überweisen ließ?“

„Aber durchaus nicht, Gnädigste! Ich verstehe Sie vollkommen. Sie wollen in jedem Falle als Leiterin des Unternehmens gelten und meine Hilfe nicht als Freundschaftsdienst hinnehmen. Ich bin ein von Ihnen engagierter Angestellter.“

„Herr Doktor! Ich verdiene Ihren bösen Spott nicht!“

Die Tränen traten ihr in die Augen. Sie hatte ihre Beherrschung verloren.

„Aber Fräulein von Benkendorf! Sie dürfen meinen gutmütigen Spott nicht böse nennen. Ich wollte Sie nicht kränken.“

Er beugte sich zu ihr. Sie sah eine Bitte in seinen grauen Träumeraugen. Sie lächelte und reichte ihm die Hand.

„Wir wollen Kameraden sein, Doktor!“

„Ja, Fräulein von Benkendorf."
Er wandte sich ab und blickte nach dem Flugzeug.
„Ich schlage vor, daß wir kurz nach Mitternacht starten. Wir dürfen das Altaigebirge nicht bei Nacht überfliegen."
Gisa war damit einverstanden.
Als Stürbeck und Edith zurückkamen, bat Willfeld, das Flugzeug zu bewachen, da er nach der Stadt gehen wollte, um ein Bad zu nehmen.
Sie starteten gegen ein Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

Sorge um Heiner Kemp.

Humoreske von Frank Helmerding.

Zusammen mit der Dämmerung kam der Sturm von den westlichen Feldern her auf das Gutshaus zu. Er bog die Bäume der Landstraße und pfiff um den Dachfirst, er klatschte Regen gegen die Fensterscheiben und sang in den Fernsprechdrähten. Die Hunde mischten ihr Jaulen in das wilde Lied des Unwetters, und die Knechte eilten mit flatternden Jacken auf den Hof, um zwei leichte Leiterwagen und den Dogcart der Gutsherrin zu bergen.

Die junge Frau kam aus ihren Zimmern in die Diele, als der Diener die Portaltür verriegelte. „Es wird ein böses Wetter geben diese Nacht, gnädige Frau!" sagte er. Frau Erika nickte, und auf ihrer hellen Stirn zeigten sich zwei kleine Sorgenfalten. „Hoffentlich wird meinem Mann nichts zustoßen," seufzte sie, „er müßte eigentlich schon hier sein!" Sie wartete den Trost des alten Dieners nicht ab und schritt in das Arbeitszimmer ihres Gatten.

Eine Weile saß sie dort vor seinem Schreibtisch und betrachtete das Bild eines jungen Mannes im Reitanzug, der lächelnd und unbekümmert in die Welt sah. Ihre Hand strich über das kühle Glas, ihre Augen suchten den Fernsprecher. Dann riß sie sich von beiden Dingen zugleich los und ging wieder in ihr Zimmer zurück. Das Orgeln des Sturmes brauste heftiger um das einsame Gutshaus. Die alte Uhr tickte gleichmütig, keineswegs unzufrieden darüber, daß man sie nur in den kurzen Pausen, die der Sturm sich gönnte, ordentlich hören könne. Und die Zeit schlich so entsetzlich langsam.

Die junge Frau schickte ihre Gedanken auf den weiten Weg zur Stadt. Sie glaubte eine endlose Landstraße zu sehen, deren Bäume vom Sturm fast bis auf die Fahrbahn heruntergebogen wurden. Je länger sie dieses Bild betrachtete, um so zahlreicher wurden die Stämme, die als gefährliche Hindernisse auf die Straße stürzten und dem Wagen ihres Mannes zum Verhängnis werden konnten. „Glauben Sie, daß der Sturm viele Bäume entwurzeln wird, Thomas?" fragte sie den Diener, der mit einem Teetablett eintrat. — „Gewiß, gnädige Frau, der Sturm ist sehr stark", antwortete Thomas.

Frau Erika versuchte zu lesen, das Heulen des Sturmes zerfetzte ihre Aufmerksamkeit. Sie legte sich unruhig nieder, ihre Sorgen verursachten ihr Herzklopfen und trieben ihr die Tränen in die Augen. Sie lief hastig an den Fernsprecher und verlangte die Nummer des Gasthauses, in dem ihr Mann zu essen pflegte, wenn er in der Stadt war. Der Beamte in dem kleinen Postamt des nächsten Dorfes sagte, die Leitung zur Stadt sei gestört, der Sturm müsse sie irgendwie in Unordnung gebracht haben!

Die junge Frau setzte sich mit einem dummen Gefühl von Schwäche in den Kniekehlen in den Stuhl, der für die Besucher ihres Gatten bestimmt war. Sie kam sich etwas fremd vor in diesem Stuhl, etwas verloren, sehr hilflos und unglücklich. Aber sie begann mit einem Versuch, ruhig nachzudenken und einen vernünftigen Beschluß zu fassen, den sie verwirklichen könnte. Heiner mußte lange vor dem Sturm in der Stadt angekommen sein. Er hatte nicht sehr zeitraubende Besorgungen. Er würde sicherlich vor Einbruch der Dunkelheit fertig geworden sein. Vermutlich hatte er eine Kleinigkeit zu sich genommen und war dann wieder zu seinem Wagen gegangen, um heimzufahren.

Aber er hätte dann längst hier sein müssen. Irgend etwas war geschehen. Er hatte vor der Stadt einen vom Sturm umgestürzten Baum vorgefunden und war vielleicht umgekehrt. Er konnte ja ebensowenig von der Stadt aus telephonieren, wie sie selbst mit der Stadt sprechen konnte! Er würde entweder Albrecht Lersch besuchen oder bei den jungen Hankes vorfahren. Vielleicht aber auch bei Gritt Fellbaum, bei Doktor Uverlüß, er konnte bei Tellings übernachten oder bei Nauhocks oder schließlich auch bei seinem alten Freunde Hicker.

Frau Erika nahm einen Schreibblock und notierte alle diese sieben Namen. Irgendwo mußte Heiner jetzt sein! Wenigstens würde einer von den vielen etwas von ihm wissen, ihn in der Stadt getroffen haben. Es müßte nur eine Verbindung zu diesen Leuten geben. Frau Erika nahm wieder den Fernsprechhörer und sprach mit dem Beamten von vorhin. Ob es nicht irgendwie doch noch eine Verbindung zur Stadt gebe? Ob die zerstörte Leitung vielleicht schon wieder hergestellt worden sei? Nein, die Leitung sei noch immer taub. Aber es gebe einen Umweg! Man könne mit der Bahnstation sprechen und dort ein Telegramm aufgeben. Dieses Telegramm sei vom Stadtbahnhof dann durch Fernsprecher weiterzusprechen. Das sei ein Weg, koste natürlich allerlei.

Frau Erika Kemp wollte gar nicht wissen, wie teuer es sei. Sie hängte wieder ein und setzte sieben Telegramme auf. An Lersch, Hanke, Fellbaum, Uverlüß, Telling, Nauhock und Hicker. „Ich sorge mich um Heiner, helft mir!" telegraphierte sie. Sie rief die Telegramme sofort durch und atmete auf, als sie damit fertig war. Sie hatte jetzt etwas Wirkliches getan und beruhigte sich für eine halbe Stunde. Sie rief noch einmal bei der Amtsstelle an und erkundigte sich danach, ob die Telegramme besorgt seien. Sie waren gerade auf dem Wege.

Um elf Uhr konnte man Antworten erwarten, aber um halb zwölf war noch nichts eingetroffen. Der Sturm hatte nachgelassen. Er sprang jetzt in unregelmäßigen und schwächer werdenden Stößen über das Gutshaus hinweg. Frau Erika nahm wieder den Hörer und versuchte zu erfahren, wo die Antworten auf ihre Telegramme blieben. Der Beamte konnte ihr keine Auskunft geben. Er hatte nur mittlerweile ausgerechnet, daß die sieben Telegramme zusammen einundzwanzig Mark und dreißig Pfennige gekostet hätten. Aber das war in diesem Falle nebensächlich, und Frau Erika empfand die nüchterne Art des Beamten als störend. Ging es nicht hier um mehr als um Geld?

Sie warf sich dem Weinen nahe auf die Liege und grub ihr Gesicht in die Hände. So fand Heiner Kemp sie! Er hatte eine Panne gehabt und das Telephon in der Dorfschlosserei habe versagt, erzählte er. Frau Erika umarmte ihn und weinte jetzt wirklich, vor Freude! Sie konnte den ganzen Abend kein Wort sprechen und mochte keinen Augenblick vom Schoße ihes Mannes aufstehen.

„Nanu, sieben Telegramme für dich?" wunderte sich am anderen Morgen Heiner Kemp. Frau Erika errötete. Ihr Mann öffnete die Drahtsprüche. Sie lauteten alle sieben fast gleich: „Keine Angst! Heiner bleibt die Nacht bei uns!"

Der Sänger.

Ein Tagebuchblatt von Otto Fabian.

Er hieß in der Kompanie und noch ein wenig darüber hinaus „der Sänger". Diesen Ehrennamen, der ein fröhliches Herz und einen heiteren Lebenssinn umschloß, verdankte er dem lieblichen Lied von den drei Burschen, die über den Rhein zogen. Das sang er in einer jener schwülen Augustnächte 1914, als die Kompanie nach barbarischem Marsch in der Gegend von Namur zu schwerem Schlaf ins nachtfeuchte Gras gesunken war. Wir dehnten die Glieder unter dem Schutze der ausgestellten Feldwachen, und nur vereinzelt noch tropften die Worte von den Lippen. Da quoll auf einmal aus einem Strohschober dieses Lied der unbekümmerten Daseinslust und einer süßen Wehmut zugleich. Die Heiterkeit der Melodie trippelte wie ein Kind mit wehendem Haar über die Köpfe der Ruhenden hinweg und riß die Schnarchenden ins Bewußtsein zurück. Auf einmal war die Müdigkeit hinweggeweht, die Augen wurden wieder groß und sahen mit Staunen, wie ferne Brände den nächtlichen Himmel rot malten, indes der vertraute Sang wie ein kühles Wässerlein durch die fiebernde Seele rann.

Seit dieser Nacht war er der Sänger, das heißt: der Mittler zwischen dem fernen Gestern und dem grellen Heute.

Sein Liederschatz schien unerschöpflich, und er besaß die feine Gabe, immer das Lied zu singen, das die Lust steigerte und die Schwere einer Stunde milderte.

Wenn er an der Grabenwand lehnte, den langen, hageren Körper ein wenig zusammengeduckt aus Besorgnis, sein blonder Haarschopf möchte wie eine Sturmhaube über den Grabenrand leuchten, bahnte sich eine festliche Stimmung an. Er sang feurige Balladen und harte Landsknechtslieder, er ließ die Töne eines koketten Schäferliedchens wie Perlen in eine silberne Schale rinnen. Sein Gesang verscheuchte den Griesgram, und seine Gestalt schien immer von Frohsinn umweht, wie eine Birke von spielerischen Winden.

Da kam ein Tag, der dunkel war, obgleich die Sonne leuchtete. Der Sänger rüstete zum Abschied. Es war um jene Zeit, als Facharbeiter nach Hause geschickt wurden. Auch der Sänger gehörte zu den Leuten, die in die Sicherheit des bürgerlichen Lebens eingingen. Wir waren am Tage zuvor aus der Feuerstellung gekommen und genossen den strahlenden Frühlingstag wie einen frischen Trunk aus dem vollen Lebensbecher.

Vor der Holzbaracke hinter Mauerresten eines ehemaligen Klosters stand der Sänger und packte seine sieben Sachen. Er war froh über die glückliche Wendung, das merkte man ihm wohl an. Doch merkwürdig: Seine Freude lag wie in Fesseln. Stunde um Stunde des heiteren Morgens verrann. Wir spürten, er dehnte den Augenblick der Trennung hinaus. Endlich aber stand er marschbereit in unserem Kreise, drückte lachend die hingestreckten Hände und konnte doch eine kleine Verlegenheit oder Unruhe nicht ganz verbergen.

Ich sehe ihn über die leuchtende Wiese schreiten, die mählich zur Straße anstieg. Die Blütenpracht der Birnbäume steht über ihm, und er geht, so dünkt uns, unter diesem schwellenden Dach wie ein Wanderer in den heiligen Frieden der Heimat. Am Ende hält er noch einmal still und wendet sich uns zu. Er nimmt den Helm vom Kopfe, fährt mit der Hand durchs flammende Haar und läßt seine Augen noch einmal langsam über die ferne Höhenfeuerstellung wandern. Dann singt er die erste und die letzte Strophe des Argonnerliedes. Der Klang der Stimme schwebt zu uns hernieder, und ein sanftes Lüftesäuseln trägt den Duft der Birnbaumblüte zu uns heran. Oben auf dem Kamm der Wiese schwenkt er noch einmal mit einem hellen Jodler den Helm und steigt dann langsam zur Straße hernieder.

„Wie in die Erde gesunken. Wie weggewischt", spricht jemand in die Stille und in das verzückte Schauen hinein...

Kurz darauf wandten wir uns wieder unterhaltsamem Spiel zu. Es mochten wohl zwei Stunden nach des Sängers Abschied vergangen sein, da zischte aus der Ferne eine Eisenladung über uns dahin und landete mit dumpfem Rollen weit im Hinterlande.

„Joffre sagt dem Sänger Lebewohl!" scherzte einer.

Am Nachmittage kam Hannes Biederoth mit dem Postwagen angerumpelt. Er hatte ein graues, erdfarbenes Gesicht, das von einem fuchsigen Vollbart umwallt war. Als der Wagen hielt, sprang er schwer vom Bock herunter und machte sich lange an den Zügeln zu schaffen.

„Was hat er denn, der alte Postkutscher?" schrie jemand ungeduldig.

Der rote Hannes schnaufte ein paarmal. „Der Sänger — ist nicht mehr. Just in dem Augenblick, als er in den Zug einsteigen wollte, hat es ihn gepackt. Der singt nimmer — der nicht."



Streit um die Newyorker „Musik-Droschken".

Die 13 000 Taxichauffeure der Riesenstadt Newyork diskutieren eifrig die Frage, ob es vorteilhaft sei, in den Droschken Radioapparate anzubringen oder nicht. Der Polizeipräsident von Newyork ist nämlich der Ansicht, daß die Nachteile dabei überwiegen. Vor einigen Monaten ersuchte eine Droschkenverleihgesellschaft um die Erlaubnis, ihre Wagen mit Empfangsgeräten ausstatten zu dürfen. Der Polizeipräsident hatte nichts dagegen. Verständlicherweise wurden nun die Droschken mit Musik bevorzugt, so daß sich auch die Konkurrenzunternehmen veranlaßt sahen, ebenfalls ein entsprechendes Gesuch einzureichen. Einige Zeit lang waren also fast sämtliche Newyorker Droschken mit Radioapparaten ausgerüstet, aber — nun kam die Kehrseite der Medaille — seit diesem Zeitpunkt mehrten sich auch die Unfälle und Zusammenstöße in erschreckendem Maße. Der Polizeipräsident brachte diese Tatsache sehr richtig mit den musikalischen Taxen in Zusammenhang und ordnete an, daß die Geräte so im Wagen angebracht werden müßten, daß wohl die Fahrgäste nach Belieben Musik einschalten könnten, der Chauffeur aber nichts davon höre. Diese Lösung paßte wiederum den biederen Wagenlenkern nicht, und sie fanden bald Mittel und Wege, durch versteckte Leitungen und winzige Lautsprecher auch ihrerseits in den Genuß der Musik zu kommen. An den Straßenkreuzungen, wo sich die Droschken dicht hintereinander stauten, konnte man dann einen wütenden Kampf der Melodien gegeneinander hören, der auf empfindliche Nerven nicht gerade wohltuend wirkte. So ging es nun natürlich nicht weiter, wie sollte das erst werden, wenn im Sommer die Wagen mit geöffneten Fenstern fuhren? Und der Polizeipräsident zog kurzerhand die bewilligte Erlaubnis zurück und verbot die Anlage von Empfangsgeräten in Autodroschken. Damit sind die Chauffeure nicht einverstanden, und sie debattieren nun über das Problem, um eine für alle Teile befriedigende Lösung zu finden.

18 Jahre alt und zehnfache Mutter.

Die Sensation der Vereinigten Staaten ist gegenwärtig eine 18jährige Frau namens F. K. Sultburg aus Auburn. Diese junge Frau ist Mutter von nicht weniger als zehn Kindern. Im Alter von 13 Jahren schenkte sie Drillingen das Leben, im Alter von 14 bis 15 Jahren wurde sie zweimal Mutter von Zwillingen. Die junge Frau wurde im Alter von 16 Jahren von ihrem Gatten geschieden und heiratete nach kurzer Zeit wieder. Ihrem neuen Gatten schenkte sie drei Kinder.



Der Rächer.

Erregte Szene im Restaurant: Eine Frau hat ihren Lippenstift benutzt — darüber Geschimpfe in der Ecke. Der Gatte aber nimmt seine Frau nicht in Schutz. Bis sich ein Fremder erhebt und dem Schimpfenden eine Maulschelle langt. Dann bemerkt der ritterliche Fremde zu dem Gatten: „Und Sie konnten das Geschimpfe über Ihre Frau ruhig mit anhören?"

Der Gatte richtet sich zu voller Höhe auf: „Wenn ich nicht so heiser wär' — Sie, der hätt' was von mir erlebt!"

*

Passender Ausdruck.



„Haben die Dame schon etwas ausgewählt?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.